

Universitäts-Kommission, in deren Händen die gesamte Reform liegt, will auf Grund dieser Neuerungen dann erst einmal die nötigen Erfahrungen sammeln. Ein wichtiges innerchinesisches Ziel wäre zunächst die Annäherung der verschiedenen chinesischen Dialekte, deren Verschiedenheit so weit geht, daß die Nordchinesen einen Südhinesen nicht verstehen können und umgekehrt. Doch dahinter tut sich die Möglichkeit auf, daß in einer fernen Zukunft (denn es gilt, jahrtausendalte Gewohnheiten des Denkens und Empfindens umzuformen) das gleiche Alphabet die geistige Brücke zwischen Asien und der westlichen Welt bilden könnte. Die Folgen einer solchen Entwicklung wären tatsächlich unabsehbar.

Umschau

Zwölf Jahre Priester in der Sowjetunion

Schon vor einigen Jahren berichteten entlassene Kriegsgefangene von dem Wirken eines Priesters in den Lagern von Workutà, das am nördlichen Ende des Ural liegt. Das Gebiet umfaßt etwa 80 Bergwerke und ist praktisch ein einziges großes Gefangenenlager am nördlichen Polarkreis. Außer Russen arbeiten dort auch Angehörige anderer Völker, die unter der Kontrolle der Sowjetunion stehen. Man kann sich vorstellen, daß unter diesen Lebensbedingungen von einem Priester, der seiner Berufung treu bleiben will, heroische Leistungen verlangt werden. Und es gibt dort noch manchen Priester, der das Licht Christi in die Nacht der Gottesferne dieser Lager trägt. Der italienische Jesuitenpater Pietro Leoni hat mehr als sieben Jahre dort gearbeitet.

P. Leoni hatte sich nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu für die Rußland-Mission gemeldet und war im slavisch-byzantinischen Ritus zum Priester geweiht worden. Als 1943 der Zusammenbruch der Achsenmächte begann und der Faschismus in Italien schon gestürzt worden war, brach P. Leoni mit dem französischen Assumptionistenpater Nicolas nach Rußland auf, nachdem der Heilige Vater ihnen und ihrer Arbeit noch seinen Segen gegeben hatte. Im September 1943 trafen die beiden Missionare in Odessa ein. Sie begannen sofort mit der Seelsorgsarbeit. Aber schon nach

einigen Monaten, im April 1944, rückte die Rote Armee immer näher. Als die Stadt von den Deutschen verlassen werden mußte, konnte auch der Apostolische Administrator nicht mehr bleiben, da er deutscher Abstammung war. Mit den Deutschen flohen viele Russen. Die Missionare aber wollten den Zurückgebliebenen beistehen. Dann rückte die Rote Armee in die Stadt ein. P. Leoni suchte den Kommandanten auf und bat um die Erlaubnis zu freier Ausübung der Seelsorge. In der Roten Armee war man im allgemeinen der Religion gegenüber etwas positiver eingestellt als in der Zivilverwaltung. So gab der Kommandant bereitwillig die Erlaubnis und betonte, daß in der Sowjetunion Religionsfreiheit herrsche.

Nun konnten die beiden Missionare eine weite Wirksamkeit entfalten. Sie hatten die kleine Kirche des byzantinischen Ritus in der Karl-Marx-Straße und eine große Kirche des lateinischen Ritus zu betreuen. Ihre Gemeinde wuchs in wenigen Wochen bis auf 8000 Seelen an. Ein großer Teil war nichtrussischer Abstammung. An den Feiertagen hatte jeder zwei Gottesdienste zu halten. P. Leoni mußte sogar dreimal predigen, da der französische Pater die russische Sprache nicht genügend beherrschte. Dazu kamen apologetische Vorträge über die Existenz Gottes, die katholische Kirche und den Primat des Papstes. Sie waren gut besucht, und zwar nicht nur von den Katholiken, sondern auch von den getrennten Christen und ihrer Geistlichkeit, die den Pa-

tres offen ihre Sympathien zeigte. In dieser Zeit machte P. Leoni die Bekanntschaft eines jungen Priesters, der sich Sergius nannte. Er gab vor, in Leningrad studiert zu haben, und betonte seine Hochachtung für die katholische Kirche und den Papst. Man lud sich gegenseitig ein und pflegte freundschaftliche Beziehungen. Nach einigen Monaten erschienen in den Zeitungen Artikel gegen die Katholiken. Als dann der neue Patriarch von Moskau gewählt worden war, brach eine offene Polemik gegen den Heiligen Vater los. Der Priester Sergius wurde nach Moskau gerufen und kehrte bald darauf als Bischof zurück. In dem ersten Gottesdienst, den er in Odessa hielt, verleumdete er den Heiligen Vater, er sei ein Faschist und hetze zum Krieg. „Es war unnütz weiterhin Zurückhaltung zu üben“, sagte P. Leoni, „wir verstanden, daß eher oder später die Reihe an uns sein würde. So war es besser, offen die Stirn zu bieten!“ Am selben Tag noch, etwa zwei Stunden nach der Predigt des Bischofs, verkündete er in der letzten Messe, daß er am Abend die angegriffene Ehre des Papstes verteidigen würde. Zur festgesetzten Zeit erschienen so viele Zuhörer, daß die große Kirche sie nicht fassen konnte. P. Leoni berichtete nun, daß der Heilige Vater es nie gestattet hatte, daß Hitler bei ihm vorgelassen wurde, daß das offizielle Blatt des Vatikans, der Osservatore Romano, von den Faschisten verboten worden war, daß sich keiner so um Friedensvermittlung und Entlassung der Kriegsgefangenen bemüht hatte wie er und daß auch in Rußland Tausende durch die Spenden des Papstes gerettet wurden, als die große Hungersnot herrschte. Die Zuhörer waren durch die Tatsachen sichtlich beeindruckt. Hatten sie doch bisher in der Presse nur Schlechtes über die katholische Kirche gehört. Sie wußten jetzt aber auch, daß die wahren Vorgesetzten des neuen Bischofs bei der NKWD saßen.

Am 29. April 1945 erschien P. Nicolas nicht zur Messe. P. Leoni hatte schon

dunkle Ahnungen; trotzdem begann er seine Messe. Als er nach dem Gottesdienst die Kirche verließ, hielt man ihn an: er möge nur für fünf Minuten zu einer Unterredung kommen. Aus den fünf Minuten wurden dann zehn Jahre. Man brachte den Pater in das Gefängnis der NKWD in Odessa. Dort folgten lange Verhöre. Für die Beamten war es klar, daß er ein Spion des Vatikans sein mußte. So wollten sie wissen, wie er denn mit dem Papst Verbindung aufrechterhalten habe und wer seine Mittelsmänner und Helfer gewesen seien; doch sie hatten nicht den gewünschten Erfolg. Dann sollte er Namen von Leuten nennen, die ihn kennen. Er nannte die Namen des Vorsitzenden des Stadtsovjets, einiger Parteihäupter und zuletzt den des Bischofs Sergius. Sie merkten, daß sie auf diese Weise nicht vorwärtskämen; so spielten sie ihren letzten Trumpf aus: P. Leoni hatte vor Monaten einem heimkehrenden französischen Priester einen Brief mitgegeben, in dem er die Polemik der Moskauer Kirche gegen die Katholiken schilderte. Das war das Verbrechen, das er begangen hatte. Die NKWD überwies nun ihren Gefangenen in die Lubjanka, in das berühmte Moskauer Gefängnis. Die Verhöre wurden fortgesetzt, die Anklagen wurden immer phantastischer. Die Lebensbedingungen waren 1945 in den Gefängnissen Rußlands besonders hart. Noch schwerer aber als Hunger, Kälte und Schläge waren die Nächte mit ihren seelischen Martern. Tagsüber durften die Gefangenen nicht schlafen, nachts kamen alle Augenblicke die Beamten und holten laut schreiend irgendeinen zum Verhör. So waren alle voll banger Erwartung.

Nach sieben Monaten endlich teilte man P. Leoni mit, daß er wegen Spionage für den Vatikan und den Papst zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden sei — ohne Prozeß, ohne Verteidigung, ohne Beweise! Dies war die übliche Methode katholischen Priestern gegenüber.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Le

Fort an der Butyrka wurde er in das Lager Mordowia gebracht, etwa 450 km südöstlich von Moskau. Dort waren an die 30000 Gefangene mit Waldarbeiten beschäftigt. Da aber P. Leoni nicht stark genug war, „spezialisierte“ er sich auf die Herstellung von Bastschuhen („Lapti“). Dabei vergaß er nicht seine priesterliche Aufgabe. Es fand sich bald ein junger Ungar, der ihm aus Aluminium einen Kelch und eine Patene drehte. Den Meßwein stellte er sich aus getrockneten Weintrauben her und für die Hostien ließ er sich Weizenmehl besorgen. So konnte er öfters das heilige Opfer feiern. Allerdings mußte man sehr vorsichtig sein; überall waren Provokateure und Spitzel im Lager. Man wußte nie, ob nicht diejenigen, die sich als Priester ausgaben oder um die Eucharistie baten, bezahlte Agenten waren. „Da auf diese Weise immer die Gefahr bestand, daß die heiligen Gestalten gefunden und entweiht würden, konnte ich sie nicht mehr bei mir tragen, so schön auch der Gedanke war, ein lebendiger Tabernakel zu sein in einem Lager, in dem Verbrecher, Mörder, Spitzel und politische Gefangene zusammenleben mußten. Ich beschränkte mich also darauf, alle Beicht zu hören, die mich darum baten, und brachte einigen wenigen, die ich kannte, die heilige Kommunion. Manchmal konnte ich auch taufen oder einen getrennten Christen in die katholische Kirche aufnehmen. Darunter waren auch einige russische Geistliche. Mit den anderen hielt ich religiöse Gespräche, die mir immer wieder zeigten, wieviel Unwissen und Vorurteile zu überwinden sind, wenn ein russischer Christ zu uns kommen will.“

Bald jedoch sollte diese Tätigkeit aufhören. In Sowjet-Rußland ist jede religiöse Betätigung antisowjetische Propaganda; das gilt besonders für die Arbeitslager. Eines Tages wurde P. Leoni von einem jungen Mongolen, der sich angeblich vom Buddhismus zum Christentum bekehrt hatte, verraten. Er wurde vor ein Militärgericht gestellt

und zum zweitenmal verurteilt: 25 Jahre Zwangsarbeit wegen religiöser Propaganda. Die Strafe mußte in den Randgebieten der Sowjetunion abgebußt werden. So wurde er nach Workutà geschickt. Da sein körperlicher Zustand nicht allzu gut war, ließ ihn die Lagerleitung in der Kohlenwäsche über Tag arbeiten. Die Arbeit war bei dem durchdringenden Polarwind und 60 Grad unter Null nicht gerade leichter als unter der Erde; aber sie hatte schon einen großen Vorteil: es fand sich in dem Bunker, in dem das Wasser vorgewärmt werden mußte, hinter dem Ofen eine kleine Ecke, wo er ungestört heimlich zelebrieren konnte. Er ließ sich auch durch die letzte Verurteilung nicht schrecken; denn das heilige Opfer war nicht nur für ihn selbst und seine Freunde eine Gnadenquelle, sondern auch für viele andere in dieser gottverlassenen Gegend. Bald fanden sich noch andere Priester ein, die in seinem Schlupfwinkel zelebrierten. Es bildete sich wieder eine kleine Gemeinde. Dann brachen 1953 in Berlin die Unruhen aus. Die Lagerleitung fürchtete auch für Workutà Revolten und transportierte den „Jesuiten“ mit zwanzig unsicheren Elementen in ein besonderes Straflager. Die Befürchtungen erwiesen sich als richtig. Überall im Norden streikten die Gefangenen, in zwei Lagern kam es zu offener Revolte. NKWD-Truppen umgaben die beiden Lager und schossen sie nach einem Appell durch Lautsprecher mit Maschinengewehren zusammen. In diesen schweren Tagen konnte P. Leoni keinem seinen geistlichen Beistand versagen, was bald bemerkt wurde.

P. Leoni schilderte uns die folgende Szene: Er wurde durch einen Melder zum Kommandanten gerufen. Der fuhr ihn an: „Du hast nun schon 25 Jahre bekommen und du treibst immer noch antisowjetische Propaganda!“ — „Ich treibe keine Propaganda gegen die Sowjet-Union!“ — „Schweig! Du machst das ganze Lager hier zu einer Kirche! Du treibst religiöse Propaganda und Spionage für den Papst! Das ist Parasi-

tismus, du Parasit!“ — „Ich bin nicht als Spion, sondern als Missionar hierher gekommen. Als Priester habe ich die Pflicht, jedem zu helfen, der mich darum bittet. Und übrigens habe ich in meinem Leben vielleicht schon mehr gearbeitet als jeder NKWD-Beamte!“ Der Kommandant begann zu toben und zu schlagen. Schließlich ließ er den Pater in den Karzer abführen. Am nächsten Tage wurde er wieder gerufen. Er sollte ein Protokoll unterschreiben, in dem stand, er hätte den Kommandanten beleidigt, indem er ihn einen Parasiten genannt hätte. P. Leoni verweigerte die Unterschrift. Es kamen nun noch andere Beamte hinzu. Sie überboten sich gegenseitig an Schimpfereien. „Los, unterschreibe!“ P. Leoni ließ sich nicht beirren. „Ich unterschreibe nicht, weil es nicht wahr ist!“ — „Dann unterschreiben wir eben!“

Auf diese Weise wurde er zu zwei Monaten schwerem Karzer verurteilt. Das bedeutete: eine Zelle mit Zementfußboden, natürlich ungeheizt, bei halber Tagesportion, ständig in engen Metallfesseln, die in das Fleisch einschnitten. Ab und zu kam ein Beamter, der ihn in den Fesseln Freiübungen machen ließ. Glücklicherweise wurde nach einem Monat der Kommandant versetzt. Der neue Kommandant hob das Urteil auf.

Im Jahre 1954 begann die Regierung die Ausländer von den Russen zu trennen. In besonderen Lagern hatten sie mehr Zeit für politische Schulung. Sie sollten vor der Heimkehr noch für die Ziele des Kommunismus gewonnen werden. So war es natürlich, daß man sie auch für die Wiener Beschlüsse gegen die Atombombe gewinnen wollte. Es wurde eine Versammlung einberufen. Nach großen Reden des Lageraktiven konnten auch Gefangene das Wort ergreifen. Aber sie machten nur Einwände, und die Zuhörerschaft spendete ihnen wachsenden Beifall. Das wurde den Lageroffizieren doch zu viel. Sie forderten auf, zur Unterschrift an das Podium heranzutreten. P. Leoni konnte sich jetzt nicht mehr halten. Er rief:

„Wer unterschreibt, unterschreibt die Sklaverei!“, stand auf und verließ den Saal. Es war bald herausgekommen, wer der Rufer gewesen war. Am nächsten Tag wurde er zur Kommandantur gerufen. Nach den üblichen Schimpfereien über die Priester sagte der Kommandant: „Siehst du, so seid ihr Priester: Statt dankbar zu sein, daß wir euch bald frei lassen, stellt ihr euch offen gegen uns und hetzt zum Kriege!“ „Ich will nicht den Krieg, und auch die Kirche will ihn nicht. Aber ich will auch nicht eueren Frieden; denn ein Friede ohne Christus ist kein Friede.“ Der Pater wurde nun mit zehn Tagen schwerem Arrest bestraft. Seine Antwort war: „Das ist nicht das erste Mal, daß ich in den Karzer gehe. Aber eines weiß ich: wenn der Augenblick gekommen ist, den die göttliche Vorsehung für mich bestimmt hat, kann mich keiner von euch halten!“ Er wußte damals noch nicht, daß der Augenblick sehr nahe war. Der italienische Botschafter in Moskau hatte nämlich schon einige Tage vorher um die Freilassung P. Leonis gebeten. In Italien aber schrieb die Presse Artikel über das mutige Auftreten des Paters. Sie hatte durch Heimkehrer erfahren, weshalb er zurückgehalten worden war.

Im Karzer war es sehr ruhig. Er begann deshalb gleich mit seinen jährlichen Exerzitien. Am siebenten Tage holte man ihn zur Kommandantur. Er wurde nach Moskau gebracht, neu eingekleidet, und fuhr dann mit einem anderen Italiener in die Heimat.

Nach diesen Erlebnissen mag es noch interessant sein zu erfahren, was Pater Leoni über das Christentum in Rußland denkt. Er sprach zunächst von seiner persönlichen Mission: „Ich habe mich immer wieder mit der Frage abgequält, ob ich nicht doch um die sowjetische Staatsbürgerschaft bitten sollte, um weiter dem russischen Volk zu helfen, dem ja meine Arbeitskraft gehört. Ich habe immer wieder Wahlbetrachtungen gemacht, Für und Wider erwogen, bin aber schließlich zu dem Ergeb-

nis gekommen, daß es für einen Ausländer unmöglich ist, als Priester in Rußland zu wirken. Unter der Bevölkerung ist es nicht möglich, da man infolge des Spitzelsystems sofort entdeckt wird, in den Lagern aber sind die Russen jetzt von den Ausländern getrennt worden.“

Über die russischen Christen kann man sein Urteil folgendermaßen zusammenfassen: Die offizielle Kirche wird von den meisten Russen nicht anerkannt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die höheren geistlichen Würdenträger, die sogenannten „Mitraty“, diejenigen Priester sind, die nach der Revolution ihren Glauben verleugnet haben. Man redet überall davon, daß sie bei der Geheimpolizei ein Dokument unterzeichnen mußten, in dem sie erklären, daß sie nicht an Gott glauben, daß sie ihre „ideellen“ Irrtümer bereuen und nun alle Kräfte zum Fortschritt des Kommunismus einsetzen würden. Oft mußten sie die Unterschrift noch durch sakrilegische Handlungen vor den Beamten bekräftigen. So ist es nicht verwunderlich, daß das Volk wenig Vertrauen zu ihnen hat. Man weiß ja nie, ob die angeblichen Priester und Bischöfe nicht Polizeiagenten sind, die nie eine Weihe erhalten haben. Die Folge ist, daß sich überall kleine Sektengruppen bilden. Die wenigen Priester, die den Moskauer Patriarchen nicht anerkennen, sterben in den Lagern dahin oder leben verkleidet als Arbeiter. Es gibt besonders in den westlichen Gebieten der Sowjetunion noch viele treue Katholiken. Unter ihnen wirken auch noch im geheimen Priester, die die Sakramente spenden. Von einer größeren Organisation, von einer Katakombenkirche, hat P. Leoni nie etwas gehört. Die Katakombenkirche besteht vielmehr aus vielen kleinen Zellen, die ganz auf sich gestellt sind.

Bei den nichtkatholischen Russen ist die Lage noch ernster. Ganze Generationen sind Atheisten, die Jugend steht unter ständigem kommunistischem Einfluß, nur in abgelegeneren bäuerlichen

Gegenden hat sich der Glaube noch lebendig erhalten, und auch dort kann man ihn manchmal schwer vom Aberglauben scheiden. Aber so ganz sicher ist der Atheismus doch nicht. Es erwächst ihm jetzt eine große Gefahr von der studierenden Jugend und der Intelligenz her. Die materialistische Weltanschauung kann nicht mehr die letzten Fragen, zu denen die Wissenschaft führt, beantworten. So kann man überall eine Gegenbewegung feststellen. Ein kennzeichnendes Beispiel erlebte Pater Leoni auf seiner Heimreise. Er traf im Zug einen jungen Studenten. Als dieser hörte, daß P. Leoni heimkehre, sagte er zu ihm: „Sagen Sie der italienischen freien Jugend, daß es in der Sowjetunion zwei Klassen von Menschen gibt. Die einen sind Verbrecher. Außer ihnen gibt es aber noch anständige Menschen, die den Tag der Freiheit ersehnen!“

Egon Sendler S.J.

Erziehung des Kindes zu internationaler Verbundenheit

Kongreßbericht

Das Bureau International Catholique de l'Enfance (B. I. C. E.) veranstaltete dieses Jahr in Venedig (2. 5.—8. 5.) seinen fünften internationalen Kongreß über das Thema: Die Erziehung des Kindes zu internationaler Verbundenheit.

Das B. I. C. E. ist eine technische Organisation, von Abbé Gaston Courtois im Jahre 1947 gegründet. Seine Aufgabe ist das Studium all jener Fragen, die mit der Kindheit und Jugend etwas zu tun haben, ausgenommen jedoch die spezifisch schulischen Probleme. Seine Tätigkeit besteht in erster Linie in einem Informationsdienst, in dem sowohl die Dokumente der öffentlichen, wie auch der privaten internationalen Organisationen und die verschiedenen einschlägigen Presseveröffentlichungen analysiert werden. Im Rahmen des B. I. C. E. wurden verschiedene Arbeitsgemeinschaften errichtet, die sich je